

# Heimwelt

## Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

### Wie soll ich es ihm sagen?

Von Henni Lehmann.

Frau Greefe saß an ihrem Fensterplatz im Lehnstuhl, in dem kurz zuvor die Kake vor Walters Bild gefessen hatte. Sie sah die Eintretende erklamt an, denn Frau Meyer gehörte sonst nicht zu ihren Besuchern. Aber die Frau ließ sich durch Frau Greefes Befremden nicht zurückschrecken. Sie zog sich einen Stuhl heran und setzte sich Frau Greefe gegenüber. Zwischen beiden stand das Nähtischchen, das Walters Bild trug.

„Ich muß Ihnen etwas sagen von der Benita,“ fing Frau Meyer an. „Ich kann nicht länger ansehen, daß sie Walters Braut sein soll, den ich doch auch gekannt habe, wie er nur so hoch war, und ein guter Junge ist er immer gewesen.“

Und nun kam es, — alles was die Frauen in Nummer 17 gesehen und beobachtet hatten, mehr, viel mehr, als Benita ahnte und dachte, daß man beobachten könne. Die Wände haben Ohren und die Häuser Augen und Zungen. Und das Gerücht fliegt von einem Haus zum andern.

Alles kam. — Da war die Freundschaft mit dem Feldwebel-Leutnant, der ein leeres Zimmer neben dem seinen gehabt hatte, und das nächtliche Ausbleiben, dann die Kinobesuche, und endlich die Abende und die Nächte bei Frau Eils.

Wie ein Strom kam es.

Frau Meyer klagte nicht das Mädchen an.

„Es ist das verfluchte Haus und die verfluchte Zeit,“ sagte sie, „die alle, die nicht ganz fest sind, ruinieren und nach unten holen. Das verfluchte Haus und die verfluchte Zeit. Da sind die Braunschweigs! Der Mann ist tot, und die Frau ist tot und die Kinder sind im Armenhause. Wie sie sind, wenn sie da wieder rauskommen, mag der liebe Gott wissen. — Und da ist die Rawidi! — Nun war sie wieder so weit, daß ein Kind von einem andern Manne kommen sollte, und da war ihr das ja wohl zuviel, daß sie wieder mit etwas Kleinem bruddeln sollte, obchon sie sich's, weiß Gott, nie hat sauer werden lassen, und da hat sie eine Frau kommen lassen, die hat's ihr abgetrieben. Jetzt ist sie schwer krank, und sie haben sie in die Klinik gebracht, und was da weiter draus wird, weiß keiner. Und ihre Würmer sind ja wohl im Dreck bei lebendigem Leibe halb verkauft. — Und die Frau Heise in Nummer 18 hat's schließlich auch nach unten geholt. Ohne die schlimme Zeit und alle die Not und Aufregung wär's wohl mit ihrer Krankheit nicht so arg geworden, oder sie hätt's doch nicht so arg angesehen, aber jetzt ist's ja natürlich, daß einer, der nicht mehr viel Courage hat, auch nicht mehr leben mag.“

Die schlimmste ist freilich die Eils geworden. Vor dem Kriege war sie nur leicht, aber jetzt ist sie eine von den ganz Schlechten, die noch ihre Freude daran haben, wenn eine andere ebenso schlecht ist wie sie. Und da hat sie denn die Benita und nun auch die Frau Harenhold gefaßt. Aber um die Benita ist es schadel. Um Benita ist es schadel!

Und plötzlich schwieg die Frau, und zwei große Tränen rollten ihr über die Wangen, die in der Entbehrung der Zeit schlaff und faltig geworden waren. Und dann fügte sie hinzu:

„Die geht nun aus einer Hand in die andere.“

Frau Greefe saß wie benommen da, noch eine ganze Zeit, nachdem die Frau gegangen war. Das also war es gewesen, was das Mädchen verändert hatte. Und sie hatte gemeint, es sei die Sorge um Walter. — Sie quälte sich mit Selbstvorwürfen, daß sie so blind gewesen, daß sie das Mädchen nicht besser gehütet habe. Aber was hätte sie tun können? Das Kind war ihr entglitten, wie einem ein Sonnenstrahl zwischen den Fingern hindurchgleitet und plötzlich ein Dunkel wird, wo eben noch alles Helligkeit war, man kann das Licht nicht halten. Und Benita war zur Tiefe gesunken, zum dunklen Grunde, wie ein Schmetterling niederweht auf weitem Meer, auf das er sich verfliegen, und die Wellen verpulven ihn. Wer will den Verfliegenen retten? Arme Benita! Armer Schmetterling!

Frau Greefe neigte ihr Haupt, und sie weinte bitterlich.

Dann dachte sie an Walter, an Walter, der am aller schwersten daran trug, dem es die Seele zerbrach, wenn ihm ein Vertrauen getäuscht ward. Und er vertraute auf Benita, und wenn er wiederkam, er würde sie finden...

Der Mutter ging ein Grauen über den Leib. Sie war es, die es dem Sohne sagen mußte, wenn er wiederkam. —

Erst dann?

Durfte sie leiden, daß er weiter Ströme seiner reinen Liebe ausgoß über ein so beslecktes Gefäß?

Mußte sie es ihm nicht wissen lassen, — jetzt, — gleich, — so schnell wie möglich? Damit er das beschmutzte Bild sich aus dem Herzen riß? Aber dann würde er draußen stehen in der brüllenden Hölle der Vernichtung und des Todes mit dem Todeskeim in der eigenen Seele, ohne Hoffnung auf ein heimisches Glück.

Und es schrie in der Seele der Mutter:

Wann soll ich es ihm sagen?

Wie soll ich es ihm sagen?

Wie, wie, wie?

Die ganze Nacht hindurch lag sie schlaflos mit brennenden Augen, und immer wieder klang es ihr in den Ohren:

Wie soll ich es ihm sagen, wie, wie?

Die alte Turmuhr der Kirche jenseits des Walls begann zu schlagen als der graue Morgen dämmerte, und jeder hallende Schlag lönte:

Wie, wie, wie?

Der Wind rüttelte an den gefrorenen Fensterscheiben, und in seinem Brausen lönte es:

Wie soll ich es ihm sagen, wie, wie?

Zum ersten Male seit vielen Jahren waren die immer fleißigen Hände der alten Frau zu lahm und müde, um sich zur Arbeit zu regen. Hilflos saß sie da vor dem Fenster und starrte hinaus.

„Sei barmherzig, lieber guter Gott, und hilf mir! Wie soll ich es ihm sagen, wie, wie?“

Und es kam ein Schritt die Treppe herauf an die Tür. Der alte Briefträger trat ein.

Er hielt einen Brief.

„Ein Feldbrief, Frau Greefe,“ sagte er.

Es war ein Brief, der die Handschrift ihres Kindes trug, diese Schrift, deren Anblick sie seit langen Wochen ersehnt hatte. Nun überkam sie es wie ein Schrecken. Auf diesen Brief würde sie ihrem Jungen antworten, und in dieser Antwort würde sie es ihm sagen müssen.

Sie öffnete den Brief und las:

„Geliebte Mutter! Ich weiß nicht, ob Du diesen Brief je erhalten wirst. Ich will ihn auf der Brust tragen, und es soll darauf stehen, daß man ihn Dir sendet, wenn ich gefallen bin. Vielleicht verbrenne ich ihn selbst einmal daheim an unserer lieben Lampe, wenn wir wieder beieinander sitzen. Wenn nicht, liebe Mutter, wenn sie Dir diesen Brief schicken, dann liegt Dein einziger Junge wohl schon in der Erde. Aber weine nicht so sehr. Mein Leben war kurz und schön, schön durch Deine unermüdete treue Mutter Sorge, schön durch den Glanz der Liebe, den meine Benita in mein Leben brachte. Laß sie Dein Kind sein, Mutter, und hüte sie, daß sie gut und glücklich werde. Sage ihr, daß das mein Wunsch sei und grüße sie mir.“

Und dann ist da die arme Rose. Sie hat keine gute Mutter. Nimm sie zu Dir. Sie wird Dir viel, Du wirst ihr viel sein, und sie hat mich auch lieb. Ihr könnt von mir sprechen, wenn ihr beieinander seid.“

Die Frau ließ den Brief sinken.

Ihre Augen waren heiß und trocken.

Dann las sie weiter, was ihr Kind geschrieben, las es weiter bis zu den Worten:

„Ich küsse Dich im Geiste ein letztes Mal.“

Lebe wohl, meine Mutter!

Walter.“

Sie sah mit wirren Blicken um sich.

War ihr Junge, ihr geliebter blühender Junge, ihr Licht, ihr Glanz und Glück, nun tot und ausgeföhrt?

Oder war es nur ein unseliger Zufall, der ihr diesen Brief in die Hände gespielt, und Walter lebte und lag verwundet irgendwo?

Sie hatte von solchen Zufällen gehört.

Und wenn er noch lebte, wie sollte sie es ihm sagen, wie, wie?

Die Tür öffnete sich, und der alte Briefträger trat ein zweites Mal in das Zimmer.

„Da ist noch ein Feldbrief, Frau Greefe, den ich übersehen habe. Es ist eine andere Handschrift.“

Er ging.

Es war ein Brief von Walters Regiment, ein Brief, in dem man ihr schrieb, daß er tot sei, gefallen „auf dem Felde der Ehre“. Er habe einen Kopfschuß erhalten und ohne zu leiden sofort einen schnellen Tod gefunden, „den schönsten Tod, den ein Soldat finden kann.“ Allen sei er lieb gewesen, und sein Andenken werde unvergessen sein. —

Nun wußte sie es, daß den ersten Brief kein Zufall ihr vorgespielt hatte, Walter war tot.

Nun war da eine große Leere in ihrem Leben, die nie wieder gefüllt werden konnte.

Und sie dachte daran, daß sie noch kurz vorher gebetet hatte, Gott möge ihr helfen, sie wisse nicht, wie sie es Walter sagen solle.

War dies die Erhöhung ihres Gebets?

Sie hatte sich einen festen Kinderlauben bewahrt, und sie neigte das weiße Haupt, und ihre Lippen stammelten: „Was Gott tut, das ist wohlgetan,“ — dann begannen ihre Tränen zu fließen.

(Aus dem toten im Vorwärts-Verlag erschienenen Roman Die Frauen aus dem Alten Staben Nr. 17 von Jenni Lehmann. Preis geb. 12,50 M.)

## Die Weihnachtskerze und ihre flammende Fahne.

Von Dr. Wagner-Roemich, Hamburg.

Vor beinahe zwei Jahrtausenden hat ein junger Galiläer in lähnen und feurigen und anregenden Worten seine Mitmenschen aufgefordert, sich zu einer weltumfassenden Gemeinschaft zu verbinden. Er wollte diese Einheit nicht von außen nach innen bauen, er organisierte nicht, er baute von innen nach außen. Ein hilflos unbegrenzt Zusammengehörigkeitsgefühl predigte er. Seine und seiner Anhänger Gedanken über Welt und Mensch wurden durch viele Länder und viele Jahrhunderte geführt. Das Neue, das Wesentliche, die Menschenliebe als Lebensstil, dies konnte sich nicht durchsetzen. Dem größten Ideisten, dem innerlichsten Menschen, ward gegeben der größte äußerliche Erfolg, wie ihn nie ein organisierender Materialist errungen — sein ideales Werk aber lebt nicht, lebte nie.

Wer nimmt den Gedanken auf? Wer gibt ihm das organische Rückgrat? Jene, die man heute Materialisten nennt! Denn die anderen, die ein triumphierend Halleluja beten, sehen diese Aufgabe gar nicht. Unfreiwillige Spötter sind sie.

Der große Gedanke der Menschenliebe war das Kind der großen Lehre seines Volkes von der Gerechtigkeit. Auch die Zeit war günstig. Roms Weltreich bestand, meisterhaft in Verwaltung und Recht und Verkehr. Der große Rahmen des Weltvolkes war gebaut, er wartete geradezu auf den großen inneren verbindenden Gedanken. Aber jener Mann, der diesen Weltstaat ein lebendiges und bewußtes Weltbürgertum hätte schaffen können, trat selbst nicht hinaus in die große Welt, die seine Gedanken geklärt und seine Gefühle gefestigt hätte und die seiner Lehre das Wurzelland gegeben hätte. Und die Träger jenes Staates sahen fremd auf die Schwärmer. Erlösung und Verdammnis und Himmelsgläubigkeit traten in den Vordergrund der Lehre und boten ihnen nichts. Da war es geschehen um das Große, um das Niedrigere, das hätte entstehen können. Die materielle Römerarbeit zerfiel. Der ideale Jesusgedanke verkümmerte.

Er war wie ein junger Gott, der auf die Erde herabgestiegen (sein Göttlichkeitsmythos ist das richtige Bild), bald aber verflümmert über deren Wesen. Sein Tod war ein jäher Abbruch, war keine Vollendung, war vielleicht eine Erlösung für ihn selbst. Der Rinderstotter Lehre konnte nichts helfen im engen kleinen Vaterland, in diesem Palästina des Nationalismus und der Reaktion, des Merkantilismus und Mädelertums. Welch reiche Farben und reise Formen hätte sein Denken und Fühlen entfaltet, wenn er durch die hellenische Kultur noch hätte wandeln können, er mit seinem frohen offenen Wesen, das nach Gerechtigkeit und Glück verlangte! Wie hätte die Gewalt und Macht seines Wortes sich gesteigert, wenn er selbst, jenem vorderasiatischen Winkel entrückt, dem Volk des Römerreiches den verbindenden Gedanken hätte einhämmern können, er in seiner greifgeschliffenen Persönlichkeit!

Daß solch ein Mensch wie ein Fanatiker den Märtyrertod erdingen mußte, das ist die schmerzreichste Trauerhandlung der Menschengeschichte. Und daß man sagt, dieser allzu frühe Tod habe die Menschheit erlöst, das kann beinahe klingen wie größter Hohn zum aröhten Geld.

Wie ein trauriger Scherz wirkt es aber, daß später eine christliche und sich römisch nennende, aufs Jenseits gerichtete Kirche sich ein irdisches Weltreich neu zu bauen versuchte, und doch ist dies Reich des Papstes ein nachträgliches Aufstammen jener verpöhten Möglichkeiten gewesen.

Ohne Fühlung ließen nebeneinander her die großen Erscheinungen der Menschengeschichte. Roms Staat, Jesus Lehre, hellas Kultur, der heranstürmenden Barbaren frische Kraft lösten und verkannten und widerstritten einander. Und doch war alles wie geschaffen, um einander zu stützen und sich ineinander zu fügen.

Erst die Hinterlassenschaften dieser großen Erscheinungen trafen einander. Aber aus Roms Erbe ist vom Nutzen römisch-deutschen Kaiserreiches, römisch-pöpstlicher Kirche, römischen Rechtes zu reden eine halbe Verlegenheit. Jesus Lehre ward zu Christentum und Christentümern. Hellas Schüler in abendländischer Kunst und Philosophie schufen keine Volkskultur. Die von den Barbaren geschaffenen

Staaten, besonders die germanischen Staaten, zerstörten einander. Die Erde ward gewiß nicht wüst und leer, dazu war das Erbe zu reich, aber was hätte gebaut werden können im Zusammenklang jener noch reinen ursprünglichen Erscheinungen selbst!

Deshalb also:

Heute suche das Zukunftsfähige einander! Was stark und echt sich fühlt, das trachte einander zu erkennen und zu verstehen und gemeinsam zu bauen. Sonst ist alles Wirken erfolglos und wird wieder wie vor zweitausend Jahren um das Beste betrogen. Lernen wir aus dem Schicksal von Roms Staat und hellas Kultur und Jesus Lehre und der Barbarenvölker junger Kraft. Eintreten wir heute das Hochwertige!

Welches ist dies?

Kraft des Arbeitervolkes, Geschicklichkeit des Werk- und Verwaltungstechnikers, Seele des Künstlers, Lebensanschauung des Sozialismus.

Ein Bau kann werden. Die Menschheit ist noch jung. Gestern hat sich erst die ganze Menschengeschichte abgespielt, und es war erst vorgestern, daß die Menschen von den Bäumen stiegen und aufrecht gingen. Wir haben noch ein Morgen.

Paradiese werden verloren und wiedergewonnen. Es gibt Zeiten des wirren Ausbrüches und des zerstreuten Wegesuchens und Wanderns auf verschiedenen Pfaden. Jetzt aber zusammenbauen! Von der alten Gerechtigkeit zur Menschenliebe, diese aber ist hilflos reich Zusammengehörigkeitsgefühl, bildet den Gemeinwillen und führt zum Gemeinlich. Nicht Einzelseelen retten, sondern Gemeinvolk glücklich machen!

Es war einmal eine Weihnachtskerze, und sie wurde zur flammenden roten Fahne. Was könnte aus einer Kerze auch anderes werden, wenn sie leuchten will?...

## Da, wo der Hunger ist.

Moskauer Brief von R. Spastki.

Dieser Brief, der mit geringen Änderungen wiedergegeben wird, ist im Moskauer Sowjetblatt „Kowaj Mi“ erschienen. Red. d. „Heimwelt“.

Wir fahren zurück aus Esamein nach Esamara, über Felder ohne Weg und Steg — wir schwimmen in einem Ozean von Staub. Schwere schwarze Wolken Staub ziehen über die nackte Erde. Wir lassen Trupps von Flüchtenden hinter uns. Wir stolpern über Pferdekadaver, über ganze Rudel verhungertes Hunde. Schwärme von großen Fliegen bedecken die Pferdeleichen. Es waren die Pferde der Flüchtenden. Sie kamen von weit, weit her, und hier auf dem Wege nach Sibirien krepierten sie, bedecken den ganzen Weg.

Die Flüchtenden reisen wie die Zigeuner, auf einem Wagen lebend und ihre Habe in Pöden mit sich schleppend. Sie bringen Eichen mit, hier eine Kostbarkeit, 15 000 Rubel das Pud. Das Pferd geht voran, langsamen nachdenklichen Schrittes, als wäre es betrunken, und dahinter schwanke die Menschen, ebenso langsam und kraftlos. Bleibt das Pferd stehen, stehen auch die Menschen und warten bis es weiter geht, anzutreiben wagt man es nicht!... Und so gehen sie, gehen sie ihren endlosen Weg.

Nachts spannt man die Pferde aus und zündet ein Feuer an. Man sitzt schweigend, sitzt unbeweglich und schweigend die ganze Nacht auf der nackten schwarzen Erde.

Beim Morgengrauen macht man sich von neuem auf den Weg. In Esamara verkauft man das nun überflüssig gewordene Pferd, verjagt die zu nichts taugenden Kinder und wandert zum Bahnhof, um auf den Zug zu warten. Wenn Gott will, erobert man einen Platz auf dem Dach oder auf dem Buffer, wenn man nur fährt. Man fragt nicht, wohin es geht, nach Turkestan, nach Moskau, nach Sibirien. Nur fort, fort! Nur nicht mehr die kahle Erde sehen, nicht mehr den Tod vor Augen haben. Wieviele so flüchten, weiß niemand; man sagt, so stuten sie ununterbrochen seit April.

Tiefe Gruben, gewaltige Abfallhaufen, Berne von Schmutz und menschlichen Extremitäten von einem Arschin Höhe — und in diesem Schmutz haufen sie, haufen Menschen. Von weitem hält man sie für Kehrichthaufen, für Lumpen. Näher man sich, so unterscheidet man menschliche Gesichter, böse scharfe Augen. Wolken von Staub, Schwärme von Fliegen, und alles umgeben von entsetzlichem Verwesungsgeruch. Das ist der Bahnhof von Esamara.

Menschen, Menschen, Menschen, wieviele wohl? Der ganze Bahnhof, der Platz, der Bahnsteig, alles überflutet. Hier ist die Unbeweglichkeit des Hungers und des Todes.

Unser Wagen steht in der Mitte der menschlichen Masse. Wir können nicht aussteigen, ohne auf Leiber zu treten. Wir müssen in die Stadt. Die Liegenden protestieren nicht einmal, bewegen sich gar nicht. Betrachtet man dieses Menschenmeer, so glaubt man Tote vor sich zu haben, so absolut fehlt jedes Lebenszeichen.

Ich kannte Esamara in früheren kalten Tagen. Das war eine starke, solide und gleichzeitig fröhliche Stadt, eine Kaufmannsstadt. Zur Zeit der Getreidezufuhr war es eine betrunkene Stadt. Jetzt ist es eine Ruine. Nicht wiederzuerkennen. Leere Straßen, halb eingestürzte Häuser, völlig zerstörte Brücken. Hier war der Bürgerkrieg. Tschechoslowaken tobten in Esamara, ehe die rote Armee sie vertrieb. Kosschal war 30 Werst vor der Stadt, da baute man Barrikaden in den Straßen. Alles das hatte ungeheuer tiefgehende Folgen und nun der Hunger.

Esamara ist nun eine gestorbene Stadt.

In den Straßen massenweise Kinder, sie liegen direkt auf dem Pflaster, massenweise verhungerte Hunde, massenweise Särgen, ein-

# Der Orion.

Von Paul Barth.

sache, rohe, ungehobelte Särge. Wohl man auch blidt: Kinder, Hunde, Särge; Lumpen, Schmutz, Gestank. Schwül ist's in Esamara. Schaudervoll!

Der Sowjet in Esamara sammelt diese Kinder und nährt sie. Ich war in dem Kinderheim, in einer gewissen Kirche, ein halbverfallenes Gebäude ohne Fenster, ohne Türen, und ein großer verwahrloster Hof. Und hier das gleiche Bild wie auf dem Bahnhof. Schmutz, Gestank und Todesstarre.

Im Leben habe ich nie solche Kinder gesehen. Ein Knabe von 14 Jahren, mit einem zerrissenen Gymnastienmantel, blaß, bläulich durchsichtig, zahl das Haar ausgefallen vom Hunger. An der Hand einen kleinen Bruder von 4 Jahren. Beide todgeweiht. Vielleicht leben sie noch eine Woche, vielleicht sterben sie noch heute. Wo sind die Eltern? Wer weiß es? Vielleicht haben sie einen Brotplag erreicht und trauern um die verlorenen Kinder, und sind unglücklich, vielleicht auch sind sie tot, keiner weiß von dem andern.

„Jeden Tag werden Duzende von Kindern eingebracht. Siebzig Prozent aller sind typhus- oder ruhrkrank,“ erzählt uns der Leiter des Heims, ein alter, würdig aussehender Mann. Täglich sterben hier sechs bis zehn Kinder. Das Heim hat keine Betten, keine Kissen, keine Decken. Kranke und Gesunde liegen zusammen auf Britschen. Es wimmelt von Läusen. Es gibt kein heißes Wasser zum Waschen, kein Holz zum Wasserlochen, keine Schelben in den Fenstern. Wenn die Kälte kommt, müssen alle erfrieren.

Aber wir werden schon Ordnung schaffen. Als wir vor drei Wochen herkommen, erzählt der Alte, war hier überhaupt nichts, jetzt haben wir schon Britschen. Ein Separatraum für Kranke ist im Bau, eine Badeanstalt wird morgen fertig und in einer Woche denke ich Schelben zu bekommen. Alles das erfordert kolossale Anstrengung, weil es gar nichts gibt und vor allem keine Arbeiter. Ich bin hier ununterbrochen Tag und Nacht tätig, schlafe auf den Britschen der Typhuskranken und habe keine Hilfe. Man opfert Geld, aber keine Kräfte will keiner hergeben, die Kriegsjahre haben die Menschen abgestumpft, sie bleiben den Leiden gegenüber ungerührt.

Womit werden die Kinder ernährt?

Mit bitterem Hafersbrot und Hering. Stellen Sie sich typhuskrante Kinder mit 42 Grad Fieber vor, die mit Hering und schwarzem Brot ernährt werden. Eigentlich verlängert man die Quaten hier nur, denn sterben müssen sie doch alle.

Gestern kam hier aus Moskau eine amerikanische Hilfskommission an, da ist eine Erleichterung eingetreten.

Unter meinem Fenster liegt ein sterbendes Mädchen, ein anscheinend 16jähriges, liebes schlankes Mädchen, liegt da mit geschlossenen Augen. Manchmal öffnet sie die Augen und schaut unbeweglich starren Blickes in den Himmel. Morgens beim Erwachen schaue ich aus dem Fenster, da liegt sie noch in derselben Stellung, ganz in Schwarz, blaß, mit geschlossenen Augen, mit auf der Brust gefalteten Händen. Abends, bei meiner Rückkehr, daselbe Bild. Ich bringe ihr Brot und Milch. Sie weigert sich, sie kann schon nicht mehr essen. Ich spreche sie an, sie schaut auf mich mit entrüstem Blick. Ich will sie aufheben, in meinen Wagen tragen, vielleicht gibt es noch Hilfe. Sie will nicht, blidt so stehend, will nur Ruhe. Mir ist der Anblick fürchterlich. Ich laufe davon. Die ganze Nacht träume ich davon. Beim Morgengrauen laufe ich von einem Arzt zum andern, endlich finde ich einen Studenten, der mit mir geht. Sie liegt da mit gefalteten Händen. Der Arzt nimmt eine Hand. Vor einer halben Stunde ist sie gestorben.

Zwei Sanitäter tragen aus dem Wartesaal erster Klasse einen Kinderleichen, bedeckt mit Fliegen. Ein statterndes Pöpschen mit einem Band hängt herab, es ist ein Mädchen mit aufgeblasenem Leib, mit geschwellenen Beinen, das gewöhnliche Bild — Hungertod.

Im Wartesaal erster Klasse, diesem großen, erst kürzlich renovierten Saale, ist gerade in der Mitte eine Barriere aus Bänken errichtet; auf der einen Seite liegen Flüchtlings, hier herrscht Gestank und Unrat. Aber auf der andern Seite steht ein erstklassiges Buffet. Lange Tische mit blütenweißen Tischdecken, bedeckt mit Blumen, Kandelabern und Kristall. Hier ist die Saetheit, nein, nicht die Saetheit, sondern der gemeinste, feigste, beschämendste Ueberfluß. Hier gibt es alles Erdentliche an Delikatessen: Weißbrot, Beesfleisch, Wein, und alles billig. 7000 Rubel ein Pfund Brot, 5000 Rubel ein Diner aus 2 Gängen. Kuchen, Eis, Trauben, Melonen, Birnen, Schokolade, Zigarren.

In der Hauptstraße von Esamara sind alle Cafés überfüllt, und überall bekommt man alles und verhältnismäßig billig.

Esamara ist voll von Spekulanten. Die Hungernden verkaufen alles, was sie haben. Ein Pferd kostet 1/2 Million Rubel und in Moskau 5 Millionen. Eine Kuh kostet 100 000 Rubel und in Moskau kostet 1 Pfund Butter 30 000 Rubel. Hier gibt es Schieber die Menge, die sitzen bis 2 Uhr nachts im Stadtgarten beim Konzert, am linken Wolgauer, und Damen mit großen Federhüten spazieren in den Alleen.

Monsieur, bitte eine Zigarette. . . .

Am Karl-Marx-Theater spielt eine Truppe des früheren Kaiserlichen Theaters, man spielt „Die Geisha“, „Liebesnacht“, „Puppchen“ und derartige einaktige Farcen. Das Theater ist überfüllt von denselben jungen Herren mit den Taschkenter Mützen und den Damen mit den Federhüten, und übermäßiger Dekolletierung.

Und diese Ausgelassenheit, diese Tollheit, dieser Laumel in dem verwesenden, sterbenden Esamara.

Totentanz.

(Aus dem Russischen Uebersetzt von Rosa Glang.)

Längst schon ist die Sonne am fernen Horizont untergetaucht, dunkler und dunkler ist es geworden. Jetzt aber, abseits vom Lichtmeer der Großstadt, auf weiter Flur zeigt sich uns der Himmel in seiner vollendeten Pracht. Tausende von Sternen blinken auf uns herab, und je länger man gen Himmel schaut, je mehr werden es. Sie stehen zu Gruppen und Haufen zusammen und bilden schöne Figuren. Das herrlichste Sternbild aber ist das des Orion.

Der Orion hat die Gestalt zweier Trapezoide, die mit ihrer kürzesten Seite zueinander Kopf stehen. Diese Seite bilden drei Sterne, die als *Jakobsstab* bezeichnet werden. Links über dem *Jakobsstab* befindet sich der Hauptstern *Beteigeuze*, rechts von ihm *Bellatrix* und unter dem *Jakobsstab* der *Rigel*. *Beteigeuze* ist 142 Lichtjahre von uns entfernt. Das bedeutet: ein Lichtstrahl braucht 142 Jahre, ehe er von dieser Sonne uns erreicht. Wir wissen, daß ein Lichtstrahl von unserer Sonne 8 Minuten gebraucht, um zu uns zu gelangen. 8 Minuten lang sehen wir die Sonne noch, nachdem sie bereits untergegangen ist. 142 Jahre hindurch würde man den Stern *Beteigeuze* noch erblicken können, wenn er heute plötzlich verschwunden wäre, und erst nach 320 Jahren könnte man einen Weltuntergang wahrnehmen, falls heute der *Rigel*, der 320 Lichtjahre von uns entfernt ist, mit einem fremden Stern zusammenstöße. Welche ungeheuren Entfernungen sind das! Ein Lichtstrahl legt in einer Sekunde 300 000 Kilometer zurück, in einem Jahr = rund 31 000 000 Sekunden  $\times$  300 000 Kilometer = rund 10 Billionen Kilometer. Infolgedessen trennt uns eine Kluft bis *Beteigeuze* von 1420 Billionen Kilometer und bis zum *Rigel* 3200 Billionen Kilometer. Für menschliche Begriffe sind diese riesigen Weiten unvorstellbar. — Wir schauen still ergriffen das schöne Sternbild an und nehmen nicht wahr, daß es sich durchschnittlich in jeder Sekunde 20 Kilometer von uns entfernt. In fünf Minuten hat es bereits einen Weg von 6000 Kilometer zurückgelegt. Erst nach Jahrtausenden würde man eine leichte Verschiebung des Sternbildes feststellen können.

Und freundlich sendet der Stern *Beteigeuze* sein röthliches Licht zu uns herab. Er ist nicht mehr voller Jugendfeuer wie unsere Sonne, die, wenn auch schon steil, doch noch ihr gelbes Licht ausstrahlt; er ist ins Greisenalter gekommen und auch viel kälter geworden. Unwillkürlich fragt man sich, ob die Geschöpfe, die die Planeten beherrschen, die um *Beteigeuze* kreisen, unter der weniger Wärmeausstrahlung zu leiden haben. Sind sie im Besitz reichlicher Kohlenquellen oder greifen sie zu Ersatzstoffen? Herrscht dort vielleicht Friede und Eintracht unter diesen Wesen? Ist dort schon die höchste Kulturstufe, das Ziel der Menschheit, der Sozialismus, erreicht? Wird dort schon gefeiert der 9. November gefeiert? Alles Fragen, wer kann sie beantworten?

Dicht unter dem *Jakobsstab*, noch mit bloßem Auge wahrnehmbar, sieht man einen schwachen Lichtschein. Es ist der berühmte *Orionnebel*. Birta 500 Lichtjahre ist er von uns entfernt. Hier ist ein wüstes Durcheinander von glühenden Gasen. Man nimmt an, daß vor Jahrtausenden eine gewaltige Weltkatastrophe stattfand, wo ganze Sternengruppen ihren Untergang fanden und nun diesen riesigen Nebel bilden. — Jahrtausende mögen noch vergehen, die glühenden Gase haben sich abgekühlt, sind dichter und flüssig geworden, eine Zentralsonne hat sich gebildet, um die nach vorgeschriebenen Gesetzen die kleineren Sonnen kreisen werden. Neue Sternsysteme, neue Weltssysteme haben sich gebildet und noch aber Millionen Jahren wird neues Leben erwachen. — Während dieser Zeit hat sich der Stern *Beteigeuze* mehr und mehr abgekühlt, schließlich ist er ganz erloschen, alles Leben ist gestorben — vereist. So eilt er als dunkler Stern durch das Weltall, bis sich ihm ein anderer zugesellt, mit dem er einen Doppelstern bildet. In rasender Geschwindigkeit umkreisen sie sich, kommen sich näher und näher, um schließlich mit ungeheurer Wucht zusammenzuprasseln. Die erstarrten Massen werden glühend, flüssig und gasförmig und bilden nun wieder einen Nebel. Oder aber nach einer anderen Hypothese: Der Stern *Beteigeuze* schrumpft infolge der großen Kälte im Weltensraum immer mehr und mehr zusammen, bis durch den gewaltigen Druck der Stern heiß, glühend, wohl flüssig, und nun seine Umhüllung auseinanderprengt.

So ist der Sonnenlauf, ein Werden und Sterben, ein Entstehen und Vergehen, ein ewiger Wechsel von Tod und Leben, Werden jemals diese Welttrüffel gelöst werden?

Wir aber blicken gen Himmel und erfreuen uns des schönen Sternbildes. Vergessen für Augenblicke all unser Leid und Weh und schöpfen aus ihm neue Kraft zu neuem Schaffen.

Die Sonne löst nach alter Weise  
In Brudersphären Wettgefang,  
Und ihre vorgeschriebene Reise  
Vollendet sie mit Donnergang.  
Ihr Anblick gibt den Engeln Stärke,  
Wenn keiner sie ergründen mag,  
Die unermesslich hohen Werke  
Sind herrlich, wie am ersten Tag.

Das Alter sieht in allem Tagesereignis nur Staub aufwirbeln, der bald verstorben und vergessen sein wird; daher hat es keine rechte Lust des Kampfes.

Verthold Wurdack.

**Ein Pompeji in Algerien.** Die römischen Ansiedlungen im alten Numidien haben sich bekanntlich bis in die Wüste hinein erstreckt, wie ja auch das heute fast gänzlich wüste Tripolis dereinst eine blühende griechische Kolonie darstellte. In den Stürmen der Völkerwanderung und der Ueberflutung durch die Araber ist das alles zugrunde gegangen. Seit 1880 arbeiten die Franzosen an der Aufdeckung einer verschütteten Trümmerstadt in Algerien, etwa 200 Kilometer von der Küste und 40 Kilometer von Batna entfernt. Der Ort heißt Tingad und wurde zur Römerzeit Thamagadi genannt. Der Name ist nicht römisch, sondern offenbar die Lateinisierung eines Eingeborenenamens. Vermutlich hat vorher dort eine numidische Ortschaft bestanden, die so ähnlich hieß. Kaiser Trajan legte dort um das Jahr 100 n. Chr. ein starkes römisches Lager an, von etwa quadratischer Form, zwölf Hektar groß, mit Wall und Graben gegen die Wüstenstämme, aber auch mit Marktplätzen, Bädern, Bibliothek, Bewässerung usw. für die bürgerliche Bevölkerung, die wohl meist dem Kaufmannsstande angehört haben dürfte. Thamagadi hat die Völkerwanderung überdauert und blühte noch zur Zeit der Vandalenherrschaft. Erst als im Jahre 533 der byzantinische Feldherr Belisar die Macht der Vandalen zerstörte, gelang es den Berbern, den verlorenen Posten in der Wüste zu zerstören. Die Ausgrabungen scheinen nun nach vierzigjähriger Tätigkeit zu einem gewissen Abschluß gekommen zu sein, und man wird davon gewiß einige Bereicherung unserer Kenntnis des antiken Lebens, besonders unter so eigenen Verhältnissen, erwarten dürfen.

## Technik

**Hygiene durch Fabrikshote.** Daß die großen Schöte unserer Industrien hygienisch verwendbar sein sollen, klingt ziemlich abenteuerlich. Diese rauchenden Ungetümme, die Qualm und Ruß in die Lungen schütten, scheinen wenig geeignet zu sein, die Hygiene der Großstadt zu fördern. Und doch wird jetzt von einem Fachmann auf Grund langjähriger Erfahrungen ein Vorschlag gemacht, um die Fabrikshornsteine in den Dienst der Gesundheit zu stellen. Zwar nicht derer, die um die Fabriken herum wohnen; die können sich ja immer irgendwie schützen; sondern, was sicherlich wesentlicher ist, die Gesundheit derer, die in den Fabriken, in den von Gasen, Staub, Dunst und Feuchtigkeit erfüllten Fabrikräumen ihr Leben und ihre Gesundheit aufs Spiel setzen müssen.

Ueber diese „Verwendung der Fabrikshote als Lufteghaustoren“ macht in den „Mitteilungen der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft“ Alfred Peitern interessante Mitteilungen. Er hat zunächst in landwirtschaftlichen Betrieben, in deren Nähe größere Schöte vorhanden waren, seine Versuche angestellt, den Schornstein als Exhaustor und Ventilator für größere Räumlichkeiten, die durch Feuchtigkeit oder sonstwie gefährdet waren, anzuschließen. So wurde eine Käseerei, die immer wieder verschimmelte und verdampfte, durch ein Rohr an einen bestehenden höheren Rauchfang angeschlossen, mit dem Erfolg, daß sofort eine normale Temperatur und vorzüglich frische Luft einströmte. Die Ventilation wurde so eingerichtet, daß sie durch Verschlüsse regulierbar war. Die Käseerzeugnisse waren fortan tadellos und hatten infolge dieses simplen Einfalls wesentlich an Qualität gewonnen. Eben dieselben Erfolge erzielte er bei mehreren Spiritusbrennereien und Kartoffelmagazinen. Vor allem bei diesen war der Erfolg so frappant, daß es sich lohnen würde, zur Ventilation dieser Räume da, wo keine Schornsteine vorhanden sind, welche anzuführen.

Der Verfasser zieht nun den Schluß, daß es möglich sein müsse, auch in der Großindustrie die Schöte als Exhaustoren schlechter Luft aus den Fabrikräumen, Kälzimmern, Kellern, Lagerräumen usw. einzurichten. Der Techniker wird entscheiden müssen, ob sich diese Maßnahmen während des Betriebes der Fabriken bei Kesselfeuerung, während der Arbeitspausen, zur Nachtzeit und bei Außerbetriebstellung der Fabrik gleich funktionierend einführen lassen. Es wäre jedenfalls von hoher hygienischer Bedeutung, wenn die Schornsteine, die bisher nur den Zweck erfüllten, das Feuerungsmaterial möglichst vollkommen auszunutzen, diese zweite Aufgabe übernehmen könnten: die schlechte und verdorbene Luft der Fabrikräume zu entfernen, dadurch den Gesundheitszustand der Fabrikarbeiter zu schützen und zu verbessern und die feuchten Lokalitäten, Magazine, Keller durch dauernde Aufsaugung, Entführung und Erneuerung der Luft trockenlegen und zu sanieren.

## Völkerkunde

**Eigenartige Besitzverhältnisse.** Auf einigen Inseln Melanesiens herrschten besondere Zustände hinsichtlich des Landbesitzes. Während sonst überall die Könige und Häuptlinge zu den ersten Grundbesitzern zählen, kommt es dort vor, daß gerade die Fürsten gar kein Land ihr eigen nennen. Dagegen besitzen sie eine Anzahl von Bäumen, Kokospalmen usw., deren Nutzung sie ausschließlich haben, ohne daß ihnen das Land gehört, auf denen die Bäume wachsen. Auch andere Bewohner der Inseln sind in gleicher Lage. Sie haben Bäume als Eigentum und vererben sie auf ihre Nachkommen, das Land aber geht sie nichts an. Man vermutet, daß es sich in solchen Fällen um Nachkommen von fremden Einwanderern handelt. Unter den ursprünglichen Eingeborenen herrichte ein kom-

munistisches Eigentum am Grund und Boden; als nun Fremde hinzukamen, konnte und wollte man ihnen nach Landesitte kein Stück Land als persönliches Eigentum überlassen, kam ihnen aber nach Möglichkeit entgegen. Die Ueberlassung von einzelnen Bäumen würde also ein Kompromiß zwischen einem ursprünglichen Gemeinbesitz und der andersgearteten Auffassung Fremder vorstellen, die persönlichen Besitz kannten. Vielleicht haben auch die Zuzügler manche Baumarten, die man früher dort nicht kannte, mitgebracht, so daß man ihnen in dem Falle nur den Platz einzuräumen brauchte, auf dem die Bäume wachsen konnten. Solche Fremde oder ihre Nachkommen konnten dann im Laufe der Zeit zu Einfluß und Macht gelangen, sich sogar zu Beherrschern der Insel aufschwingen, aber sie blieben trotzdem ohne eigenen Landbesitz.

**Russisches Winterleben.** Fast jedes Volk hat in der Abwehr und Ueberwindung der natürlichen Widerwärtigkeiten seiner Heimat und besonders von dessen Klima ein hohes Maß von Erfindungskraft bewiesen. So ist denn auch der russische Bauernofen, der unentbehrliche Helfer im Kampfe gegen die Winterkälte Osteuropas, ein wahres Wunder der Technik. Unter einem ungeschlachten Behmmantel durchzieht ein kunstvolles System von Heizröhren sein Inneres. Wenn das Holz, mit dem er angeheizt wurde, zu Asche verbrannt ist und man in der offenen Feuerstelle, die auch zum Brotbacken dient, keine Glut mehr sieht, wird eine tief im Innern liegende Klappe geschlossen, und nun fängt der tönerner Kolof erst an, seine Wärme richtig auszustrahlen. In diesem Winter spielt der Ofen in Rußland eine ganz besondere Rolle. Verbringt der Ruschik schon in normalen Zeiten einen großen Teil der kalten Jahreszeit schlafend und träumend auf dem breiten Dache des Ofens, auf dem er auch sein Nachtlager aufschlägt, so ist dies jetzt für ihn geradezu eine Notwendigkeit, wo der Hunger in seinen Gedärmen kräftet und er gezwungen ist, durch eine Art von Winterschlaf seinen Kräfteverbrauch möglichst herabzusetzen. Gesund ist das Winterleben in der russischen Bauernstube, in der sich auch die Haustiere aufhalten und deren Fenster sich überhaupt nicht öffnen lassen, natürlich nicht gerade. Die notwendige Ergänzung dieses Winterhalbschlafs ist daher das wöchentliche Dampfbad. Jeden Sonnabend nachmittags zieht man, mit einer Rute unter dem Arm, zur Badestube, einem niedrigen Häuschen, in dessen Mitte unter einem Haufen von Steinen eine Feuerstelle liegt. Auf die erhitzten Steine wird Wasser gegossen, Dampf wälzt auf und hüllt die auf Balken nackt um die Feuerstelle Sitzenden ein. Nach einiger Zeit rennen sie krebsrot gefotten in die eilige Winterluft hinaus, wälzen sich im Schnee und peitschen sich gegenseitig mit den Ruten. Eine Pferdekur, der nur Menschen mit ganz gesundem Herzen gewachsen sind, aber das unentbehrliche Gegenmittel gegen die fast völlige Hemmung der Hauttätigkeit während des ganzen Restes der Woche.

## Naturwissenschaft

**Vom Gleichgewicht bei Krebsen.** Bei der Untersuchung der Frage, welche Apparate wohl das Gleichgewicht bei den verschiedenen Lebewesen zu regeln bestimmt sind, machten unsere Forscher die sehr fesselnde Entdeckung, daß die Tiere sehr fein ausgebildete Organe des Gleichgewichtsinnes — statische Organe — besitzen. Sie bestehen aus Sinneszellen (Statocyten), die mit steifen Haaren besetzt sind und von den Gleichgewichtskörperchen, den Statolithen, erregt werden. Diese Körperchen liegen in einer Grube, die mit den Sinneszellen sozusagen austapeziert ist. Vermöge ihres Gewichtes fallen sie stets in den Grund der Grube, erregen dort die bei verschiedener Lage verschiedenen Sinnesborsten, und diese leiten den Reiz an das Nervensystem weiter. Bei den Krebsen lösen sich bei der Häutung alle Halbtelle, auch die Statolithen, auf. Um diesem Mangel abzuhelfen, stecken sich die Krebse kleine Steinchen mit den Scheren in die Gruben am Kopfteil! Man hat den Krebsen dann Eisenfeilspäne vorgelegt, die sie an Stelle der Steinchen verwandten, so daß man die Krebse mit einem Magneten überall hin führen konnte. Auch die Pflanzen besitzen solche Gleichgewichtsapparate.

**Die drahtlose Telegraphie der Motten.** Bisher nahm man an, daß die männlichen Motten durch den Geruchssinn über die Nähe eines Weibchens unterrichtet werden. Nach neuesten amerikanischen Beobachtungen, über die in „Reclams Universum“ berichtet wird, kann aber weder der Geruch noch irgendein Ton, der dem menschlichen Ohr nicht vernehmbar wäre, als Vermittler des Stellbcheins zwischen Herrn und Frau Motte angesehen werden. Ein Versuch ergab, daß auch das in einer schallstärkeren Schachtel eingeschlossene Weibchen von dem Instinkt des Männchens gefunden wurde. Daher hat man die Behauptung aufgestellt, diese Insekten ständen durch drahtlose Telegraphie miteinander in Verbindung und zwar spielten auch hier die elektromagnetischen Wellen eine Rolle. Die Fühlhörner sind die Organe, die zu diesem drahtlosen Telegraphieren benutzt werden. Die Fühler des Weibchens sind die Sender, die des Männchens die Empfänger. Die Fühlhörner der beiden Geschlechter weichen nämlich voneinander ab. Für diese Behauptung spricht auch das Verhalten des Männchens, wenn es sich dem Aufenthaltsort des Weibchens nähert. Es macht dann einen ganz unsicheren suchenden Eindruck und bewegt seine Antennen, als wolle es zunächst die Richtung ermitteln, aus der ein bestimmter Reiz auf sie ausgeht wird. Der amerikanische Beobachter wird dadurch stark an die drahtlose Telegraphie erinnert, bei der durch die Bewegung des Empfangsdrabtes und die Beobachtung der sich dabei verändernden Reizstärke am Wellenzeiger die Lage der Sonderstation bestimmt wird.